Umfang acht Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

VIERTER JAHRGANG | BERLIN-PARIS MAI 1913 | NUMMER 160/161

Inhalt: **Arno Holz** / **Gottfried Benn:** Gedichte / **Paul Zech:** Das Baalsopfer / **Alfred Richard Meyer:** Steglitz / **Arthur Babillotte:** Die Schwermut des Genießers / **H. W.:** Das Fest des heiligen Geistes / **Franz Marc:** Originalholzschnitt / **Marie Laurençin:** Originalholzschnitt / **Fr. Rosenkranz:** Originalholzschnitt

Franz Marc: **Originalholzschnitt**

Arno Holz

In diesen Sätzen (aus der Vorrede zu „Ignorabimus“) sagt Arno Holz seine unsterblichen Verdienste um die Kunst und um die Künstler so knapp, daß Zu-Sätze es nicht erweitern können:

Jede Wortkunst, Lyrik wie Drama — vom schlapp gewordenen „Epos“, vom Roman, der stets eine Zwitterform war, wie er stets, die betreffenden Gründe gab ich anderswo, eine solche bleiben wird, ebenso vom sogenannten Prosadrama, das sich mir heute, trotz seinem letzten Großen, Ibsen, nur als eine bloße Auflösung spiegelt, sehe ich hier ausdrücklich ab — jede Wortkunst, von frühester Urzeit bis auf unsere Tage, war, als auf ihrem letzten, tiefuntenstehenden Formprinzip, auf Metrik gegründet. Die Metrik zerbrach ich und setzte dafür ihr genau diametrales Gegenteil. Nämlich Rhytmik. Das heißt: permanente, sich immer wieder aus den Dingen neu gebärende, komplizierteste Notwendigkeit, statt, wie bisher, primitiver, mit den Dingen nie, oder nur höchstens ab und zu, nachträglich und wie durch Zufall, koinzidierender Willkür!

Das klingt sehr simpel und hört sich „wie nichts an“, etwa ähnlich, wie die Umkehrung des Satzes, die Sonne dreht sich nicht um die Erde, sondern die Erde um die Sonne, von dem heute, rund dreieinhalbhundert Jahre nachdem Kopernikus tot ist, jeder sozusagen bessre Esel sich einbildet, er hätte sich diesen kleinen Scherz, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, ebenso leisten können, wird aber in seinen Folgen, und zwar nicht bloß für uns und unsre Literatur, sondern auch für alle übrigen, die es ebenso befreien wird, genau so unvergänglich bleiben, wie es, auf ihrem Gebiet, die Tat des Frauenburger Domherrn bleiben wird.

Lyrik und Drama — bereits bei der „Sonnenfinsternis“ war mir das aufgegangen, aber erst durch das „Ignorabimus“ ist mir heute Gewißheit — haben sich formal wieder zu einer Einheit geschlossen! Demselben rhytmischen Notwendigkeitsorganismus, den jedes mir geglückte „Phantasus-Gedicht darstellt, nur noch entsprechend differenzierter, bilden jetzt auch diese Tragödien! Meine Arbeit, die mit diesem, ihrem ersten Haupt- und konstruktiven Teil hinter mir liegt, war eine mühevoll lange, die Hemmnisse und Schwierigkeiten, die sich mir entgegengestellt, innre, wie äußre, schienen mir oft die denkbar niederdrückendsten, unüberwindbarsten, aber ich habe sie bewältigt und brauche daher mein Leben, das ich an diese Aufgabe gesetzt, nicht zu bereuen!

Statt Metrik Rhytmik. Mögen es die Künstler aller Künste endlich merken, sich merken!

H. W.

Gedichte

Kur-Konzert

Ueber Krüppel und Badeproleten,
Sonnenschirme, Schoßhunde, Boas,
Ueber das Herbstmeer und das Grieg — lied:
Ob Iris kommt?

Sie friert. Der kleine graue Stock in ihrer Hand
Friert mit. Wird klein. Will tiefer in die Hand.

Die Glockenblumen in den Shawl gebunden,
Das weiße Kreuz aus Scheitel und aus Zähnen
Liegt, wenn du lachst, so süß in deinem Braun!

Du steiles, weißes Land! O Marmorlicht!
Du rauschst so an mein Blut. Du helle Bucht!
Die große Müdigkeit der Schulterblätter!
Die Zärtlichkeit des Rockes um ihr Knie!
Du rosa Staub! Du Ufer mit Libellen!
Du, von den Flächen einer Schale steigend.
Im Veilchenschurz. Von Brüsten laut umblüht!

O Herbst und Heimkehr über diesem Meer!
Die Gärten sinken um. Machtloser grauer Strand.
Kein Boot, kein Segel geht.
Wer nimmt mich winters auf?!

Aus soviel Fernen zusammengeweht,
Auf soviel Sternen neugeboren
Bis vor dies Ufer: — Iris geht.

Untergrundbahn.

Die weichen Schauer. Blütenfrühe. Wie
Aus warmen Fellen kommt es aus den Wäldern.
Ein Rot schwärmt auf. Das große Blut steigt an.

Durch all den Frühling kommt die fremde Frau.
Der Strumpf am Spann ist da. Doch wo er endet,
Ist weit von mir. Ich schluchze auf der Schwelle:
Laues geblühe. Fremde Feuchtigkeiten.

O wie ihr Mund die laue Luft verpraßt!
Du Rosen — hirn, Meer — blut, du Höherzwielicht,
Du Erdenbeet, wie strömen deine Hüften
So kühl den Hauch hervor, in dem du gehst!

Dunkel: nun lebt es unter ihren Kleidern:
Nur weißes Tier. Gelöst und stummer Duft.

Ein armer Hirnhund. Schwer mit Gott behangen.
Ich bin der Stirn so satt. O ein Gerüste
Von Blütenkolben löste sanft sie ab
Und schwellte mit und schauerte und triefte.

So losgelöst. So müde. Ich will wandern.
Blutlos die Wege. Lieder aus den Gärten.
Schatten und Sintflut. Fernes Glück: ein Sterben
Hin in des Meers erlösend tiefes Blau.

Gottfried Benn

Das Baalsopfer

Von Paul Zech

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück!

Wie ein dichtes Schneegestöber fuhr dieses flockige Rufen über das Dorf, immer wenn der schwarze Baal die roten Fangarme durch den Schacht gestoßen hatte und von jenen Männern, die ihr Bündel heiler Knochen Tag für Tag auf die blutrostigen Böden der Förderschale legten, sich irgend einen, oder ein Dutzend oder Hundert auswählte zum Fraß und den erst wieder von sich gab wie einen ausgedörrten Kothaufen.

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück.

Und die Witwen in schwarzverlogenen Gewand der Trauer, die diesen Ruf gleichgültig hinausmurmelten wie den Perlenfall des Rosenkranzes, zerdrückten in der Linken das Taschentuch und wogen in der Rechten den Goldklumpen der Unfallprämie. Sie wogen und prahlten bis das Gleißende zum Glück wurde für den neuen Gemahl aus der Reihe der Schlafburschen.

Und dann schickten die neuen Müttergewordenen ihre Söhne in den Schacht hinunter. Und es dünkte ihnen eine große unverdiente Gnade, wenn der Grubendirektor Brot gab für die hungrigen Mäuler. Denn der Schatten des Hungers lag wuchtender auf den paar aussätzigen Hütten am Fluß, als der hagelwolkige Vorübergang einer Katastrophe, die doch nur die Fenster zum Klirren brachte und ein paar Gänge zum Kirchhof mehr.

Niemand im Dorf glaubte an die Brandopfergier des Baals. Kein Gatte, Sohn, Bräutigam, Kostgänger war ihnen ein dem Baal Geweihter. Vorbestimmt war diesen nur jenes sanfte Hinüberschlummern zwischen den Kissen des Ehebettes. Aller Tod, der anders kam, war ein Unglück. Oder ein Zufall, wie die Aufgeklärten meinten.

Und die, die auf das Kreuz des Alltags genagelt, hinunterfuhren in die verfluchten Bezirke des Frohnes, und Station an Station durchwanderten, da einen Arm, dort ein Bein ließen, fürchteten den Hunger maßloser als die fünf Bretter des Sarges. Nicht einen Augenblick dachten sie bei dem zerfetzten Leib eines Kameraden an die Möglichkeit, an gleicher Stelle zu liegen. Heute oder morgen. Oh, ein Unglück. Ein Unglück. Nichts weiter.

Und das Opfer in den hakigen Klauen des Baals, reißt es nicht das Maul auf zum Schrei: „Oh ihr Brüder: das Unglück. Das Unglück!“

Und die diesen Schrei hören, sind sie nicht ein furchtbares Echo, das das Bersten und Krachen der Planken übertönt wie ein Orkan?

Aber alle, die es auffangen dort oben im weißen Dunst des Tages, blasen es weiter in die stumpfe Melodie des Trauermarsches: oh das Unglück! Das Unglück!

Das schnurrt der Pfaffe am Massengrab nach. Die Mütter und Witwen und Töchter verdrehen die Augen, die nicht weinen wollen und krümmen die Rücken ein paar Tage lang. Dann entklafft ihrem Schoß ein Neues und wird Unglück, das sie nicht wissen wollen.

Und doch war einer in dieses Dorf gekommen, den man allsogleich zum Opfer bestimmte. Obwohl er das Schandmal des Unglücks an der Stirn trug wie eine aufgebrochene Schwäre, bekam er seinen Tod zugewiesen. Und die, die ihn hielt, war nicht untertänig wie Abraham, da er Isaak opfern ging. Das brachte ihn nun in eine allzu schiefe Stellung zu den wichtigsten Dingen dieses Lebens, wiewohl seine Mutter dagegen ankämpfte mit den Instinkten eines Raubtiers.

Schon daß Frederik als eine Frühgeburt just in dem Augenblick zur Welt kam, da man seinen Erzeuger ins Haus brachte: schwarz, entstellt und rotgeschunden, gab ihm eine Sonderstellung inmitten des großen Haufens.

Und dieser unabgestempelte Vater hinterließ ihm nicht einmal seinen Namen. Denn die Hochzeit, die jene zwei, die sich erkannt hatten, zusammenkoppeln sollte nach dem Gesetz, stand vier Wochen nach dem Unglücksfalle an. Einen Toten mit einer Lebenden zu verbinden, war derzeit noch nicht gestattet.

Das zerstach der jungen Mutter das Herz und sie haßte hinfort den Mann, der solches heraufbeschworen hatte. Sie haßte diesen Mann über das Grab hinaus und sie haßte seine Hantierung.

Sie gab dem Jungen die Brust und harte Pellkartoffeln, die sie dem Amtmann stahl, bei dem sie bedienstet war.

Und sie übertrug auf den Bastard alle Zärtlichkeiten, die sie Israel, dem Geliebten, schuldig geblieben war.

Fredrik wuchs auf wie die anderen Würmchen, trotzdem die hohe Obrigkeit Schwierigkeiten machte, ihm die Türchen ins Dasein zu versperren.

Tags war er im Spital bei der Muhme. Und die alten Klatschmühlen, die mit auf der Stube waren, rissen ihn dutzendmal aus der Wiege und betasteten den Körper, um irgend etwas Besonderes zu entdecken. Denn daß Fredrik dem Vater

Marie Laurençin: Originalholzschnitt

nachmußte, stand sicherlich irgendwo auf der Haut geschrieben. Und sie fanden auch nach langem Suchen einen dunklen Fleck auf dem rechten Oberarm, der sah aus wie zwei gekreuzte Schlägel.

Die junge Mutter war verzweifelt, wenn sie solches gewahrte und riß den Jungen aus den Tiefaugen der Hexen, um sich mit ihm in eine dunkle Ecke zu verkriechen.

Und wenn dann Fredrik aufkrähte unter dem warmen Strom der Sättigung, hob sie ihn empor und ging in der Stube herum wie eine Siegerin: „Seht, was für ein gesundes Jungchen! Mein Jungchen hat grade Arme und grade Beinchen. O, was für ein gesundes Jungchen. Aber in die Grube soll mein Jungchen doch nicht!“

Die Spitalweiber ließen sich aber nicht bereden.

„Der Vater wird ihn schon holen kommen, Antje. Du mußt ihn doch einen Bergmann werden lassen. Ja, ja, der Vater wird ihn schon holen, Antje.“

Sie sagten das mit einem furchtbaren Ernst und verdrehten mystisch die Nasen.

In diesen Worten lag ihr Schicksal. Das fühlte Antje. Die Worte schnitten wie zwei scharfe Messer gleichzeitig in ihr Herz. Aber sie kämpfte dagegen an und verklebte die Wunde immer wieder mit einem klebrigen Trotz.

Als Fredrik vier Jahre alt wurde, kaufte Antje sich von dem Ersparten ein Häuschen und tat einen Handel auf. Das Jungchen lag in der Tür und beschnupperte jeden Eintretenden. Manchmal ging er auch mit den Jungens von der Gasse zum Spiel. Auf der Schlackenhalde oder nach dem großen Kohlenlager. Da spielten sie Verstecken und balgten sich wie junge Katzentiere.

Einmal waren sie ihrer vier die Halde emporgeklettert. Es war so schön warm dort oben und die dünnen Rauchschlangen, die aus den Ritzen züngelten, fingen sie mit den Händen auf oder hielten den offenen Mund darüber, bis die Wangen ganz blaß wurden und eine Uebelkeit die Köpfe in heftige Umdrehungen brachte. Dann rollten sie den Abhang hinunter wie Murmeltiere und lagen lange in dem dürftigen Grase der Böschung. Starr und mit dünnen Atemzügen.

Die schwarzen Männer, die oben die Wagen entleerten, warfen ihnen böse Flüche nach und drohten furchtbar mit den Armen.

Lächelnd erzählte Fredrik der Mutter von dem großen Berg, der immer so schön rauchte und ganz warm war.

Da wurde Antje sehr zornig und verbot Fredrik dort hinzugehen. Sie schärfte ihren Willen an dem Wahrsagenwollen der Spitalweiber. Und diesen Willen bläute sie dem Jungen ein.

Ein paar Tage lang ließ sie Fredrik nicht aus den Augen. Als dann aber der Oeljude kam und ihre ganze Aufmerksamkeit wegfeilschte, schlich Fredrik sich flugs auf die Gasse und fand ein paar Gefährten, die mit ihm zum Schlackenberg gingen.

Sie hatten aber kaum die Hälfte der Anhöhe erstiegen, da gab es ein ohrenbetäubendes Donnern. Der Berg öffnete sich, eine Rauchwolke wirbelte hervor, und die drei Spielgefährten Fredriks polterten in den Spalt.

Fredrik schoß den Abhang hinunter und lag mit versengten Haaren und ein paar Brandwunden im Gesicht, zappelnd in eine Pfütze.

Die Männer, die ihn der Mutter ins Haus brachten, grinsten, als diese sich wie eine Irrsinnige über den Jungen stürzte. Einer von den verrußten Männern sagte: „Antje, daß du's weißt, der Israel hat das Söhnchen holen wollen, aber der Bengel war zu langsam. Na, ein andermal wird er ihn schon sicherer fassen bei der Gurgel.“

Da fuhr Antje auf und trieb die Lästerer mit dem Besen aus dem Hause.

Und die Kinder wichen dem kleinen Fredrik aus, wenn er zur Schule ging. Und die Spitalweiber murmelten: „Die Antje hat ihn verhext. Sie hat Stutenmilch getrunken, als sie den Bengel säugte. Das feit gegen das Unglück. Aber wenn ihm die Milchzähne ausgegangen sind, wird es doch mit ihm kommen!“

Antje nahm den Buben nun jeden Morgen bei der Hand und brachte ihn zur Schule. Um zwölf Uhr stand sie wieder vor dem gebrechlichen roten Hause mit den vielen Fenstern und holte ihn ab. Dann mußte er das Pensum erledigen und sich auf die Salzkiste setzen bis zum Abend. Sie gab ihm Maiskolben und getrocknete Pflaumen zum Spielen. Und nach dem Essen brachte sie ihn zu Bett und atmete auf.

„Er wird nie mehr auf die Straße kommen zu den anderen Jungen, und wenn er zwölf Jahre alt ist, bringe ich ihn zum Oheim nach Karna. Dort kann er auf der Mühle helfen und ein Müller werden. Nein, nein, mein Junge soll kein Bergmann werden!“

Sonntags ging Antje mit dem Söhnchen durch die magren Kartoffelfelder und zeigte ihm die bunten Schmetterlinge und den Grashüpfer mit dem gelben Schopf.

Einmal sagte Fredrik: „Mutter, wo ist mein Vater? Alle Jungens haben einen Vater. Nur ich nicht und der Schorsch. Aber Schorschens Vater ist doch auf dem Kirchhof. Mutter, sag, ist mein Vater auch auf dem Kirchhof?“

Antje preßte den Zipfel des Kopftuches heftig gegen die Lippen, damit der Junge nicht das leise Stöhnen hörte.

So gingen sie eine Weile schweigend. Jedes ein Schicksal und ihre Schicksale stöhnten in der herben Luft.

Schwarz fielen die Schatten von den Pappelbäumen.

Und Fredrik schaute noch immer fragend zur Mutter hinauf. Er betrachtete ihre Hände, die welk und rissig waren und liebkoste sie.

Ganz schüchtern öffnete er dann wiederum den Mund: „Mutter sag . . .“

Und da bemerkte sie sein schmales, entstelltes Gesichtchen. Die spitze Falte zwischen den Augenbrauen und den verquollenen Mund, den die obere Zahnreihe gewaltsam aufstieß.

„Ja, ja, Jungchen. Ich werde dir den Vater zeigen, wenn wir wieder zu Hause sind. Wenn die Sterne scheinen. Dein Vater ist ein Stern, Jungchen. Ein ganz heller Stern."

Fredrik reckte den Hals und der Atem pfiff hindurch wie das Gekreisch einer Ratte, die im Eisen sitzt. Er mahlte mit den Zähnen irgend ein Wort, aber eine fröstelnde Scheu fraß es ungeboren wieder weg.

„Ja, ja, Jungchen, dein Vater ist ein Stern."

„Das ist dein Vater, Jungchen, sieh nur!"

Fredrik gab sich einen Ruck und sagte weinerlich: „Wenn du mir den Stern zeigst, werde ich auch nie mehr fortlaufen."

Am Abend, als sie daheim am offenen Kammerfenster standen, zeigte Antje dem Buben einen runden Stern, der flimmernd über dem Kirchturm stand.

Fredrik hob die Hand und versuchte den Stern zu pflücken wie eine Blume. Und er träumte die ganze Nacht von dem schönen, blanken Stern.

Und jeden Abend, wenn ihn die Mutter entkleidet hatte, sprang er ans Fenster und griff mit den mageren Aermchen den Stern. Er verschloß ihn mit der kleinen Faust und trug ihn in den Traum hinüber. Dort schien er die ganze Nacht so hell, so hell.

Da machten die Kinder mit dem Lehrer einen Spaziergang. Fredrik ging anfangs ganz still zur Seite des Magisters und suchte den Boden ab. Bis ihn zwei größere Buben beim Arm nahmen und mit fortrissen.

Er kam bald in Feuer und war der schnellste Junge. Er sprang wie ein losgelassenes Füllen querfeldein: greift mich, greift mich!

Als die Buben einen Graben übersprangen, gab die Erde plötzlich nach und klaffte breit auf.

Unten war die Hauptsohle des Schachtes.

Der Lehrer drehte sich ein paar Mal im Kreise. Dann war er mit einem Satz zur Stelle und sah ganz unten den Jungen auf einem Gesteinsblock liegen.

Die Rettungsmannschaft von der Grube kam und holte den zerschundenen Körper herauf. Das Haar war mit Blut verklebt und die Beine hingen schlaff herunter wie an Zwirnsfäden.

„Diesmal wird es sein Tod sein," sagte der alte Doktor.

Und die Spitalweiber grinsten und hoben die dürren Finger.

„Siehste, Antje, der Israel hat ihn doch geholt. Haha, haha, haha."

Vier Monate lang lag das Jungchen in Gips und die Mutter legte derweilen ihr Haar in den Raufrost hinaus.

Sie hatte auch ihrem Verstorbenen dann endlich ein Denkmal gesetzt und ging immer in der Früh, wenn das Jungchen schlief, auf den Kirchhof hinaus. Die Weiber versuchten ein Gespräch mit ihr anzubändeln, aber ihre Augen waren weit und weiß wie zwei gleißende Schlünde. Nur ihre Hände konnte sie noch ballen, immer, wenn sie an der Unfallstelle vorüberging, die jetzt in einem großen Umkreise abgezäunt war. Und die Männer von der Direktion waren da und fremde Herren, die maßen und klopften und bohrten.

Und dann hörte sie, daß das Dorf niedergerissen werden sollte, der Unsicherheit des Gesteins wegen.

Sie sah das alles kommen wie eine Märzahnung. Denn die Wege hier dünkten ihr jetzt öde und verworfen. Und Fredrik lag im Bett und fieberte.

Die verfluchten Spitalweiber mit dem Blutgeruch. O, daß die Erde sich noch einmal auftäte, diese Henker zu verschlingen!

Als Frederik wieder den Oberkörper heben konnte aus den rotgewürfelten Kissen, holte die Mutter allerlei Spielwerk zusammen, damit der Junge wieder lachen konnte. Und aus einem alten Legendenbuch las sie ihm vor von den frommen Einsiedlern und dem großen Propheten in der Löwengrube.

Und da Fredrik einmal mit beiden Händen nach dem Büchlein griff, um die Bilder anzuschaun, fiel eine verblichene Photographie aus dem Buch.

Fredrik faßte danach und betrachtete lange das fremde, harte Gesicht.

„Mutter, was ist das für ein böser Mann. Sieh, er hat genau solch einen schwarzen Kittel an wie die Männer, die immer hinter den Särgen gehn!"

Antje rieb sich ein paar Mal die Augen und ihre Lippen sprangen scharf von den Zähnen. Die leeren Augen des Jungen irrten um sie wie feuchtrauchige Phosphorkugeln. Dann sagte sie ganz ernst: „Das ist dein Vater, Jungchen, dein Vater, ehe er ein Stern ward."

Und sie stand vor dem zerwalkten Bett und wartete auf ihn mitten in dem gelben Zwielicht, das so peinvoll war.

Fredrik hob den Kopf etwas. Die Augen quollen auf und entgeisterte Blicke schossen heraus wie ein böser Schreck. Und die Lippen raschelten Worte, die sie nicht verstand.

Dann zerschlug den armen Körper ein tonloses Wimmern. Stoßweises Meckern und Sägen und Kratzen.

Und er wehrte sich nicht, da sie sich über ihn beugte in sanfter Sinnlichkeit, wie einst über den einen, der ihr den Jungfernkranz stahl.

Sie küßte den Buben, trocknete ihm das Gesicht, strich ihm das Haar glatt und die tiefen Kummerfalten. Sorgsam, mädchenhaft und ganz sinnlich. Immerzu und stetiger, heftiger.

Antje wagte auch nicht, dem Jungen das Bild wieder abzufordern. Etwas Feindliches lag schattenhaft über seinem Gesicht. Er fragte nie mehr nach dem schönen blanken Stern. Aber sie wollte nicht wissen. Nichts wissen, nichts sehen.

Da Fredrik wieder aufstand, vergrub er das Bildchen schnell in der Lehmgrube unter dem Ofen. Denn er hatte Angst, daß ihm die Mutter das schöne Ding wieder abnehmen könnte.

Fredrik hatte nun eine verkrüppelte Schulter und mußte sich auf einen Stock stützen.

Aber der Steiger Verwen, der ein Bruder der Antje war, meinte: och, och, ich werde den Bengel schon mitnehmen. Er kann in meinem Revier Pferdejunge werden. Da verdient er seine vier Gulden die Woche.

Antje fuhr wild auf und verbat sich solche Reden. „Jungchen soll nie und nimmer zur Grube. Er wird überhaupt nicht arbeiten gehn!"

Das sagte sie auch dem Pfarrer, als Fredrik zur Kommunion ging. Die Spitalweiber, die auch in der Kirche waren, sahen den Jungen fremd wie einen Toten an und bekreuzigten sich.

Im Spätsommer kam der große Auszug. Der Staat hatte das Dorf geschlossen. Am jenseitigen Ufer war unterdessen eine neue Kolonie errichtet. Da war die Erde noch nicht angebohrt. Und die Bäume standen grün und saftig in den Blättern.

Das alte Dorf soll niedergesprengt werden. Von der Genietruppe hatte man zwanzig Mann gesandt, die legten überall Sprengschüsse, die elenden Hütten dem Boden gleich zu machen. Und auf den abgesperrten Gassen standen Posten mit geladenem Gewehr, damit niemand mehr in das Dorf zurückkehre.

Antje hatte ein schönes weißgekalktes Häuschen bekommen. Fredrik half ihr wacker beim Einräumen der Sachen. Plötzlich vermißte Antje zwei Speckseiten. Da fiel ihr ein, daß sie die im Schornstein hatte hängen lassen.

Und Fredrik hatte sein Bildchen unter dem Ofen gelassen. Er gab sich aber nicht bloß. Antje jammerte um den schönen Speck.

„Mutter," sagte Frederik ganz heftig, „heut Abend, wenn die Soldaten in der Schenke sind, holen wir den Speck!"

Antje wollte nichts davon wissen, wie sehr auch der Verlust des schönen Specks schmerzte.

„Die Erde kann sich auftun und dann haben wir wieder das Unglück. Nein, nein! Laß man den Speck." Das sagte sie Fredrik.

Aber Fredrik, der das Bild nicht missen wollte, quälte die Mutter immerzu.

Sie fröstelte und fluchte, die Hände schlaff im Schoß. Sie dachte das wieder aus, das Furchtbare, das dem jähen Unglück voranging. Josef, Maria! Das Unglück!

Doch Fredrik ließ nicht nach, bis die harten Linien des Zornes in ihrem Gesicht wegschmolzen und tief wurden wie Madonnenzüge.

Und als es Abend war, nahm Antje den Jungen und sie gingen miteinander hinaus.

Sie holperten schweigend den Weg hinunter, weiter und nach dem Fluß hin.

Die Brücke schwankte und stöhnte laut wie eine Vergewaltigte.

Und der Stern, den Antje suchte, kam nicht. Schauer rieselten dahin.

Durch den dicken, trägen Dunst schaukelte das Dorf heran. Ein armseliges Ausgestoßenes hinter den Schachttürmen und Erzmühlen. Der Schein der Hochöfen lag darüber wie eine feurige Wolke.

Da flammte das hohe weiße Kreuz, das sie dem Israel hatte setzen lassen wild auf und überschwemmte alle Gräber.

Sie riß den Jungen zurück, wollte ihn hinbetten an die offene Brust, daraus sieben Schwerter starrten.

Sie riß den Jungen zurück. Etwas schnürte ihr die Kehle zu. Ein Blutschrei, der hinauf wollte.

Und sie fühlte seine Abwehr wie eine Schändung und konnte doch nicht die mageren, wehrenden Hände halten.

Als Fredrik seine Arme locker fühlte, wandte er sich jäh um und hopste wie ein Heupferdchen davon.

Da war Antje wach gerufen und sah nur den stachligen Zaun vor sich.

Fredrik zwängte sich hindurch, schlenkerte das lahme Bein hinunter und stand steif in dem Abgezäunten.

Antje sah noch sein starres, verstörtes Gesicht aus dem roten Nebel wie einen Totenschädel.

Sie konnte nicht weiter und beschloß zu warten.

Rief da nicht jemand: Fredrik? — — Fredrik. .

Eine Eule huschte laut vorüber.

Fredrik ging nicht zuerst in die Räucherkammer um nach dem Speck zu fingern. Er tastete sich durch den Flur in das Hinterstübchen und stolperte über einen schweren Balken, der von den fremden Soldaten wohl dort hingeworfen ward.

Fredrik erhob sich ächzend.

Blut rann über sein Gesicht und der Totenvogel schrie stärker.

Fredrik grub mit beiden Händen wie ein Maulwurf den Lehm vor dem Ofen auf. Das Bildchen kam noch immer nicht.

Plötzlich fühlte er einen harten runden Gegenstand, der an einer Schnur hing. Dieses fremde Ding machte ihn neugierig zittern.

Er mußte das Feuerzeug schlagen. Das Feuerzeug an der Sprengpatrone.

Schwer rollte der Donner über das tote Dorf und die Erde spaltete sich klafterweit.

Fr. Rosenkranz: Originalholzschnitt

Knirschen und Krachen von Gebälk übertönte das Brausen der Hochöfen. Und Wände und Estrich und Dach knarrten, polterten, wälzten sich in den Abgrund hinein. Rauch und Staub jagten wie ein Wetter davon und die Nacht flatterte auf mit blutigen Tüchern.

Die aber, die auf dem Stein an der Umzäunung saß, sah alles mit aufgerissenen Augen und schlug hintenüber, als die Explosion über die Erde fuhr und das Dunkel zerfetzte.

Und unten aus dem grausen Spalt lachte und wieherte gell-wahnsinnig der Tanz zweier Stimmen, die sich verschwisterten. Lachten, posaunten, rollten weiter und immer ferner scholl das Gelach: Huhu — huhu — huhu — hu — hu.

Huhu — huhu sprang Antje aus der Betäubung auf und rannte querfeldein. Blutrote Fratzen vorauf. Sie breitet die Arme aus. Die Schatten überschlagen sich, verwirren sich in der gräßlichen Lache: oh das Unglück! oh das Unglück!

Das war wie eine Beschwörung. Wie eine Erlösung.

Und es war kein hohles Echo, daß tausendstimmig zurückdonnerte aus der zerklüfteten Nacht.

In dichten Scharen kam es von der Grube und von der neuen Siedlung.

Und sie wußten alle, daß einer fort mußte von der Welt. Einer, dessen Tag nun gekommen war, wie sie es vorausgesagt hatten mit lästerlichen, kalten trostlosen Worten.

Sie suchten triumphierend Antje. Ihre Blicke glühten wie in der Extase des Rausches. Es war ein Blutrausch. Der Rausch nach dem Opfer.

Antje aber fand sich wieder in einem anderen fernen Grubendorf. Dort verdingte sie sich auf der Erzmühle. Und suchte dort den Tod und suchte ihn vergebens.

Steglitz

Am alten Steglitzer Wrangel-Schloß
(Berliner Bollen riefen hier 1870 laut:
„Den Krieg verdanken wir dir, Papa Wrangel!“)
am Alten Schlosse, das heut Restorang ist,
biegt dein rechter Winkel dich in die Birkbuschstraße.
Am Abend ein unbestimmtes Bild:
beinahe Provence, beinah Cézanne!
Glühendes Eisen der Vorstadtzüge schneidet die Nacht scharf,

wird Kometenschweif,
schrecklich nah,
poltert Theaterdonner.
Man ist wieder im Dunkel.
Das Grün eines Einfahrtsignals
wird roter verbotener Weg.

An einem Kellerfenster der Martinstraße
bleibst du, wie eine zu neugierige Fliege,
buff kleben;
die Officina Perpentis.
Den Meister, fuchsig bebärtet,
kennst du als Sezessionsabonnent
längst von Max Beckmanns Gesellschaftsbild her,
sieht ihn jetzt feurige Farbe verreiben,
mächtig walzend den Stein fast zerquetschen,
über den Letternsatz dann wie Windsbraut gehn,
das Draufklappen des Old Stratford-Papiers kaum erwarten könnend,
drehorgelnd gleich in die Presse den Wagen schmeißen,
(ein Hebelknacken), schon wieder nach draußen rudern,
den feuchten Bogen mit ängstlichen Augen zum Lichte halten,
den Gegendruck peinlichst genau auf zehntel Millimeter nachprüfen,
Stirn runzeln, Stirn glätten,
zufrieden: „Es sitzt!“ murmeln.
Daß da in aller Stille von Goethe „Das Tagebuch“
in fünfzig Exemplaren auf Kalbspergament
für dich und für mich und — ach, du lieber Voyeur
hier am nächtlichen Guckkasten,
ich rate dir gut,
schleunigst zu subskribieren.
Uebermorgen schon ist es zu spät.

Alfred Richard Meyer

Die Schwermut des Genießers

Roman

Von Arthur Babillotte

Fortsetzung

Die Sonne stieg und gab ihm die Empfindung, daß bald der Augenblick da sein müsse, da sie sich zu Asche verbrannt hätte, und dies verstärkte das Grauen, in das ihn das revolutionäre Erlebnis seiner Phantasie versetzte. Und in der Stunde dieses höchsten Grauens wurde zum erstenmal ein Wunsch in ihm rege, der ihn in wollüstigem Schrecken erzittern ließ. Mit weit geöffneten Augen blickte er in die Landschaft; soweit als möglich öffnete er die Augen, um die reichen Farben auf einmal in sich aufnehmen zu können. Diese Farben kamen in solcher Ueberfülle, daß er darunter litt und nicht imstande war, sie in sich zu ordnen und ihr Harmonie zu geben. Die Angst, dies nie zu vermögen, solange er mit weitoffenen Augen in den Tag sah, diese Angst vor dem Chaos in sich, dem Unharmonischen, dem Gewöhnlichen preßte sich in dem aufzuckenden Wunsch zusammen: O, daß ich blind wäre! Im Zustand der Blindheit, des nach innen Blickens, ohne störende äußere Einflüsse, wäre es möglich, die Ueberfülle zu ordnen, in Harmonie zu bringen. War er blind, so lebte er fortan nur in seiner eigenen Welt, ohne davor zittern zu müssen, daß die wirkliche Welt mit tausend störenden Armen herübergriff und seine Träume durcheinanderwarf. Dann quollen alle Töne rein aus seinem Innersten, waren nicht in Gefahr, sich mit andern Tönen, mit fremden oder gleichgiltigen zu vermischen, bevor sie eine eigene, unabänderliche Lebensäußerung gewannen. Dieser Gedanke zuckte in ihm auf, bedrängte ihn nicht, suchte ihn nicht auf der Stelle zu gewinnen, bestürmte ihn nicht mit Verführerkünsten . . . Er klang auf und verstummte. Aber er klang so scharf und in einem so günstigen Augenblick auf, daß er unmöglich ohne Wirkung bleiben konnte. Er war zu ihm gekommen, wie ein Verführer zum Weibe kommt, wenn es unbewußte Wünsche hat.

Er schloß die Augen und blickte in sich hinein und vergaß die tragische Landschaft. Die Erschütterung des aufspringenden und niedersinkenden Wunsches peinigte ihn und ließ ihn sein Werk vergessen und offenbarte ihm so die Wollust der Hingabe an ein Unbekanntes, dessen Wesen er nicht faßte, dessen Größe und Tiefe er noch nicht kannte. Er hatte sich bis jetzt an das Bekannte hingegeben, das ihm die Geschichte vermittelte, und dieses Bekannte in seine Art übersetzt und auf diese Weise neugestaltet. So bedeutete der Augenblick, da er Angesicht zu Angesicht dem Unbekannten gegenüberstehen mußte, ein Erlebnis, dessen Folgenschwere er ahnte.

Als der Wirt heraustrat, um ihn zum Essen zu rufen, saß er in einem Rohrsessel, mit geschlossenen Augen, wie ein Schlafender.

Redakteur Todt verhielt sich während des Essens schweigsam. Seine kräftigen Kauwerkzeuge arbeiteten wie Maschinen. Zogen die Beute an sich, zermalmten sie, schnappten nach neuer. Ihre Bewegungen waren knapp und entschieden, wie das ganze Wesen des Mannes. Wer ihn reden hörte und seine hastig- schroffen Bewegungen sah, konnte sich eines leisen Kältegefühls schwer erwehren. Er selbst wußte, daß in seinem Wesen etwas raubtierhaftes lag, und er war stolz darauf; er betonte jede Bewegung und jedes Wort. Er war der kälteste Realist, erkannte nur die Macht der Fäuste an und räumte dem Geist eine untergeordnete Stellung ein. Trotzdem war er Redakteur geworden.

— Man kann heutzutage nicht mehr alles durch Macht allein erreichen, sagte er. Man muß pfiffig sein und sich der Zeitströmung anpassen und alles Feindliche mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Redakteur Todt war Sozialist, bereit, seine Ueberzeugungen mit Fäusten zu verteidigen, wenn es nottat. Er war der Mächtige, vor dem sich die Genossen im ganzen Bezirk beugten. Anhänger und Gegner fürchteten ihn in gleichem Maß und gingen, soweit sich dies tun ließ, in weitem Bogen um ihn. Er hatte nur eine Stunde am Tag, in der man an ihn herankommen konnte, ohne befürchten zu müssen, von dem Gift seiner gefährlichen Zunge getötet zu werden. Das war die Stunde, da er aus dem Zentrum seiner Gefährlichkeit, der Redaktion des „Arbeiters", herauskroch und ein Mensch wurde wie die andern. In dieser Stunde legte er den Panzer seines rauhen Uebermuts ab und ging unbewaffnet. In dieser Stunde sammelte er neue Kräfte, „ölte die Maschine", wie er einmal sagte.

Zwei Menschen, ungleichartiger, als der Redakteur und der Künstler, waren nicht leicht zu denken. Sie wußten dies auch und fühlten sich, sobald sie einander erblickten, aus ihrem Dasein als Einzelwesen zu Vertretern einer Gattung erhoben. Sie kämpften gegeneinander, nicht als Menschen, sondern als Weltanschauungen. Sie kämpften rücksichtslos. Redakteur Todt mit seinen harten Gewaltforderungen, Johannes mit dem Glanz seiner Töneüberfülle. Sie achteten sich gegenseitig, weil einer im andern eine Macht erkannte, die ehrlich vorging und mit Ehrlichkeit bekämpft zu werden verdiente. Ihr erstes Gespräch war das Vorbild für alle spätern geworden. Jeder hatte darunter gelitten, jeder unter der Strenge der Forderungen, die der andere aufstellte, gezittert. Aber jeder war als Sieger hervorgegangen, ohne sich dem Gegner zu beugen.

Redakteur Todt war ein Mensch, der zum Volke gehörte, der Ellbogenfreiheit und wirksame, zweckdienliche Arbeit verlangte. Die ganze Erscheinung predigte den Charakter dieses Mannes. Auf dem eckigen Kopf mit der niederen zusammengepreßten Stirn starrte das borstige Haar, von wenigen grauen Fäden durchzogen; die Augen glühten wie verhaltene Flammen, fanatisch und gefährlich. Und die breit- und starkgebaute Nase schien nur dazusein, das Brennen der beiden Augen auseinander zu halten, damit es nicht in eine einzige Glut, die sich selbst verzehrte, zusammensinke. Die Arme mündeten in große Hände aus, die von der Wucht, mit der Redakteur Todt in Volksversammlungen auf die Tischplatte schlug, formlos geworden schienen. Seine Füße verrieten Rücksichtslosigkeit in ihrem harten Auftreten, seine Zähigkeit im schweren Feststehen auf der Erde, seine Formlosigkeit in ihren plumpen Linien.

Vom Sozialismus erwartete Redakteur Todt alles Heil der Zukunft; er haßte alle Feinheit, sein Sinn stand nach breiten Gebärden, nach der Sprache und den Gesetzen derer, die mit auftrotzendem Kraftbewußtsein einherschreiten und die Vornehmen der Geburt und des Geistes verschlingen wollen. Seine größte Hoffnung war die Macht der Massen.

. . . An diesem Augusttag schien dem Redakteur etwas unangenehmes widerfahren zu sein. Er bewegte die starken Kauwerkzeuge mit einer mechanischen Emsigkeit und war mit seinen Gedanken gar nicht dabei; er fauchte manchmal durch die Nase und riß dann ungeduldig an dem schwarzen dünnen Schnurrbart. Als er sein Gegenüber ansah, schnellten seine Gedanken aus der Gegenwart zu jener Stunde zurück, in der er das erste Gespräch mit dem Künstler geführt hatte. Wie eine Notwendigkeit überfiel ihn das Verlangen, genau dasselbe Gespräch noch einmal zu führen, um sich so aus dem Zorn über das unangenehme Morgenerlebnis zu befreien und neue Kräfte zum Zuschlagen zu sammeln. Deshalb begann er mit genau denselben Worten, wie damals, als hätten sie sich eben erst kennen gelernt und müßten ihre Anschauungen als Grundlage ihres weiteren Verkehrs einander vor Augen führen.

Der Künstler staunte nicht über die Wiederkunft einer vergangenen und halbvergessenen Stunde. Er stellte sofort seine Phantasie hierauf zurück, indem er sie von allen seelischen Erlebnissen befreite, die ihm die Tage inzwischen geschenkt hatten. Er empfand wieder denselben Schmerz, als er die schroffen Worte des Redakteurs hören und seine knappen Gebärden sehen mußte, und lächelte wie damals das verzerrte Lächeln des Empfindlichen, das er als Panzer um sich herlegte. Jetzt glitten die Flammen der Machtbegierde, die das ganze Wesen des Redakteurs ausstrahlte, von der Umpanzerung des Künstlers ab. Er nahm den Kampf auf, fast mit denselben Worten wie damals.

Sie erwarten vom Sozialismus das Glück der Zukunft, lächelte er. Aber Sie bedenken nicht, daß der Sozialismus nur eine Uebergangserscheinung war, die heute bereits stark im Schwinden begriffen ist. Einmal war Sozialismus Revolution; heute ist Sozialismus nur noch Reform. Dem Sozialismus fehlt die persönliche Note, er ist Chaos; ist nicht zuletzt Chaos, weil er alle Menschen und alle Verhältnisse gleichhaben will.

Wie damals berauschte sich der Künstler an der Paradoxie seines letzten Satzes. Die Möglichkeiten eines neuen Werkes stiegen vor ihm auf; Kolonnen gleicher Kräfte marschierten in seinem Geist vorüber, rückten zusammen, ordneten sich zu Figuren, suchten die höhere Harmonie: aber, es ward stets nur Chaos. Er erbebte vor diesem Gedanken, starrte ihn hilflos an und wußte nicht, ob er groß und entwicklungsfähig oder lächerlich und ohne Bedeutung sei. Er ließ sich von der Gegensätzlichkeit dieser Verbindung hinreißen und vergaß den Fanatischen, der vor ihm saß und sich zur Gegenwehr bereit machte.

Als ihn aber der Redakteur aus der Buntheit der Paradoxie wieder in den Bereich seiner Nüchternheit zog, nahm er den Kampf mit neuen Kräften auf. Das Feuer jenes wunderlichen Gedankenblitzes hatte seinen Willen gehärtet und ihn für die nächsten Augenblicke zu einem Streiter seiner Kunst gemacht. Er vergaß, zu wem er sprach, fühlte sich als Weltanschauung und kämpfte gegen eine Macht, die ihn nicht anerkennen wollte.

Vom Sozialismus ist keine Kultur zu erwarten, wohl aber von der Kunst. Nicht die Kunst ist abhängig von der Kultur, sondern umgekehrt. Und in der Kunst ist es vor allem die Musik, die Erlöserin sein wird. Die Musik, wie ich sie in mir fühle, die ich den Menschen zeigen will.

Redakteur Todt zog sich in sich zusammen; er wollte nicht, daß der Einfluß des Künstlers auch nur das geringste in seinen Anschauungen verschiebe. Er machte sich taub, er wußte, wie überzeugend die Stimme des Künstlers war. Als er aber merkte, daß der Gegner schwieg, schnellte er plötzlich empor und warf sich mit polternden Worten über ihn.

Mit Ihren Ansichten werden Sie am Leben zerschellen! Die sind viel zu fein, zu ästhetisch, diese Ansichten! Zum Teufel mit der Aesthetik! Brot

wollen wir und Verhältnisse, in denen wir zupacken können. Reale Werte. Keine wässerigen Hoffnungen auf eine wässerige Kultur, die nur Schönheit und immer Schönheit geben soll. Und nun gar die Musik . . . Ich mag Musik, sehen Sie . . . Ich habe sogar Augenblicke, in denen ich sie liebe. Aber sie soll nicht nur eine Seele haben. Was fang ich mit einer Seele an! Greifbar muß sie sein, Körper, Masse! Sehen sie, Massenmusik, das ists, was wir brauchen. Märsche, kompakte Lieder, keine Dudeleien und Sentimentalitäten. Musik die den Rhythmus unserer Zeit hat, den Rhythmus der Maschinen, der arbeitenden Proletarierarmee, den trotzigen Glanz der Arbeiteraugen und das kräftige Stampfen ihrer Beine. Bringen Sie solche Musik, dann will ich Sie loben und ihnen eine Zukunft verheißen.

Der Künstler zog den Panzer seines Lächelns fester um sich und schlug den Angriff des Gegners zurück. Sie waren aus dem Gleise jenes vergangenen Gespräches herausgeglitten und fuhren nun auf einem neuen weiter. Mit ausbrechender Begeisterung erzählte er von den Wundern seiner Kunst. Die Worte entströmten seinem Munde in lyrischem Schwung und die Hände begleiteten sie in ruhig-aufgeregten, rhythmischen Gebärden.

Wenn jeder einmal an die Musik glaubt, wird alles häßliche Streben nach Macht und Reichtum ein Ende haben. Das goldene Zeitalter wird wieder auf die Erde herabsteigen, Löwe und Lamm werden friedlich im Schatten des Baumes beieinander liegen, Habicht und Taube sich begegnen. Unter den Menschen wird nicht Gleichheit herrschen, weil dies unmöglich ist. Aber sie werden in der Musik die Gleichheit finden, die über ihr ganzes Leben einen Glanz wirft, und jedes Verlangen nach selbstischer Macht in ihnen erblassen läßt.

Mit einem kalten Blick tötete der Redakteur die Begeisterung des Künstlers, die in ihn überzuströmen drohte. Er begann, sich vor ihr zu fürchten und griff zu seiner letzten und schärfsten Waffe, zum Hohn:

Ich will Ihnen einen Rat geben, bester Freund. Wenn Sie reich sind, schwimmen Sie in Teufels Namen weiter in Ihren phantastischen Träumen; wenn nicht, dann werden Sie munter, erwachen Sie ins Leben oder schießen Sie sich vorn Kopf!

Beide fühlten, daß der Kampf zu Ende sei, sie hatten die letzten Waffen verbraucht, unheimlich in ihrem starren Glauben an ihre Bestimmung. Sie sprachen jetzt ganz ruhig zusammen, wie Menschen, die aus langer Weile gleichgültige Worte wechseln, sie sprachen so alltäglich, daß sie sich heimlich wunderten. Ihre Worte schlichen wie müde Pilger durch eine Wüste, umgeben von Einöde. Redakteur Todt erzählte sogar Klatsch und war so wenig der Gewaltige, Unnahbare, daß ihn keiner wiedererkannt hätte. Nun stand er da als gewöhnlicher Mensch, klein, schadenfroh, flach. Er begann, sich beklemmt zu fühlen; die armselige Rolle machte ihn unruhig. Er begann den Künstler als Menschen zu hassen, weil er jetzt fühlte, wie ihn, den Starken, Steifnackigen der Kampf erschöpft hatte. Schon um zwei Uhr verabschiedete er sich. Er war nicht phlegmatisch genug, noch eine lange Stunde inhaltlose Gespräche zu führen und sich dem Gegner als nackten Menschen zu zeigen. Der Künstler bemerkte die Schlaffheit des Redakteurs und war überrascht von seinem Sieg.

Sie kommen wohl heute Abend in das Konzert der Konservatoristen? fragte der Redakteur, als er dem andern die formlose Hand reichte. Die Spannung begann leise wieder in ihm aufzuleben. Dann saß er wieder in seinem Netz wie eine Spinne, nach allen Richtungen lauernd, um im rechten Augenblick zuzugreifen und seine Bestimmung zu erfüllen.

Fortsetzung folgt

Das Fest des heiligen Geistes

Das „Berliner Tageblatt' rief alle Geister hervor, die nicht kamen. Schon lange quälte die Leser die bange Frage, die endlich die Redaktion mutvoll ausstieß: Sind Sie abergläubisch? Und alle antworteten, die Geheimräte und die Künstler jeder Branche, die gewohnt sind, dreimal im Jahre die bange Frage zu beantworten. Diese Frage aber traf die Auserwählten der Berufenen in das Innerste. Sie enthüllten, was sie nicht zu verbergen hatten. Ehrlich währt am längsten: „Das beweisen auch die Antworten, die wir hier als Zeugnisse menschlicher Ehrlichkeit folgen lassen." Sie stellen sich recht schlechte Zeugnisse aus, die hohen Herrschaften. Vielleicht fällt sogar manchen Lesern des „Berliner Tageblatts" auf, wie lange reine Ehrlichkeit währen kann. Man kann es mit ihr sogar zur königlich preußischen Professur bringen. Herr Doktor Dessoir bekennt: „Ich kann mich beispielsweise von der lächerlichen Eigentümlichkeit nicht freimachen, solange zu schreiben, bis alle Tinte aus der Feder geflossen ist; das heißt also, ich füge dem an sich schon fertigen Satz irgendwelche Worte noch hinzu, damit die Feder leer wird." Daher also die Tiefe dieses Philosophen und Aesthetikers. Er fügt dank der Eigentümlichkeit seiner Feder irgendwelche Tinte hinzu, damit der an sich schon fertige Satz voll des Geistes wird, dessen die Nation bedarf. Es ist durchaus kein Aberglaube, man nehme irgendwelche Worte, tauche sie in Tinte, spieße sie mit der Feder auf, und der banale Sinn des an sich schon fertigen Satzes wird höchstens beklext. Aber, o Wunder des heiligen Geistes, Sinn und Satz bleiben banal. Da sieht die „teuer und schmerzlich genug erkaufte Endweisheit des Lebens" des Herrn Professors Doktor Albert Eulenburg viel treuherziger aus. Er glaubt nicht „an das im menschlichen Sinne sogenannte Vernünftige". Schade nur, daß sein Unsinn so wenig Wohltat wird, wie seine Vernunft eine Plage ist. Er muß, der Herr Professor, die teuer und schmerzlich genug erkaufte Endweisheit von der Unvernunft des Vernünftigen sich mit Antworten an das „Berliner Tageblatt" bezahlen lassen. „Nolentem trahunt." So sagt der Professor. So zieht das Leben. Hingegen der Professor Doktor C. Kaßner steht seinen Naturwissenschaftler im Kampf gegen den unnatürlichen Aberglauben: „. . . kann ich die Frage durchaus verneinen. Ich habe gemäß meiner Fachwissenschaft schon in zahlreichen Aufsätzen . . ." Gemäß. Zahlreichen Aufsätzen. Hat er. Der Leser atmet erleichtert auf, aber schon drückt ihn Herr Professor Doktor Josef Kohler wieder nieder. Der ist abergläubisch. Ein Jurist. Wenn also sogar die Juristen. Unsinn ist bei Herrn Professor Kohler oft Vernunft gewesen. (Stolz): „Ich schäme mich dessen nicht; meist sind es Halbgebildete, die sich über derartige Dinge gründlich erhaben fühlen." Das trifft Herrn Professor Doktor C. Kaßner gemäß seiner Fachwissenschaft ins Herz, an das er aber nicht glaubt, gemäß seiner zahlreichen Aufsätze. Doch schon eilt ihm Herr Geheimer Regierungsrat Professor Doktor A. Miethe zu Hilfe: „Wenn Sie die Frage stellen: Sind Sie abergläubisch?, so darf ich mir wohl die Gegenfrage erlauben: Wie meinen Sie das?" Als ob die Redaktion zu ihrem Amt noch eine Meinung hätte. Der Geheime Regierungsrat sollte eigentlich wissen, daß die Redaktion ihre Leser zum Pfingststollen etwas Geist futtern lassen muß. Und sei es auch der Geist des finsteren Aberglaubens. Herr Miethe lehnt ihn ab, aber er beantwortet ihn. Er gibt gleichfalls gemäß seiner Naturwissenschaft Aufklärung. Zum Beispiel: „Das Uebersinnliche ist ja etwas, was nicht sinnlich ist und daher auch sinnlich nicht wahrgenommen werden kann, sonst wäre es ja nicht übersinnlich." Eine klare Aufklärung. Das Uebersinnliche ist platt erledigt. Ein Geist, der sich so manifestiert, braucht nicht zu glauben. Das Ungläubige ist ja etwas, was nicht gläubig ist, sonst wäre es ja nicht ungläubig: „An Manifestationen zu glauben fühle ich daher kein Bedürfnis." Hingegen Herrn Professor Nernst ist der Aberglaube ein Bedürfnis. Er hat sich sein tägliches Leben zu hell gemacht, er braucht den Aberglauben als „ein gutes Stück Phantasie und Poesie im täglichen Leben", während, sehr logisch, Herr Miethe aus seiner photographischen Dunkelkammer heraus sich nach den Lampen des Herrn Nernst sehnt, soweit gemäß der Fachwissenschaft des Herrn Professors C. Kaßner an die Existenz der Sehnsucht geglaubt werden darf, was Herr Professor Kohler gegenüber diesen Halbgebildeten wieder gestattet, aber nur in soweit, als die fehlende Willensfreiheit des Herrn Professors Eulenburg es zuläßt, wodurch schließlich das Farbband meiner Schreibmaschine so abgespult ist, daß ich nicht einmal irgendwelche Worte hinzufügen kann, um mich von der lächerlichen Eigentümlichkeit des Herrn Professors Dessoir freizumachen. Ich versichere nur noch hastig, daß sämtliche angefragten Schauspieler und Schauspielerinnen zu Pfingsten ebenso gut dichten, wie die angefragten Dichter seit Ostern komponieren. Daß hingegen Herr Professor Doktor Stefan Zweig versichert, er antworte (abgesehen von der Redaktion des „Berliner Tageblatts") auf jedes Sichersein seines Gefühls mit der Erfahrung der Enttäuschung, „die mich bisher nie betrogen hat, womit mir ein Wesenszug meines Lebens klar zu werden scheint, daß ich mir mit Willen wenig erringen kann, sondern alles Wesentliche von außen geschenkt empfangen muß." Womit das Wesenlose seiner Züge und das Unwesentliche seiner Dichtungen so naturwissenschaftlich bewiesen ist, daß ich freudig den klaren Extrakt unseres übersinnlichen Philosophen ohne irgendwelche Worte zur gefl. Benutzung stelle, die Worte unseres Rudolf Presber:

Und gern noch — zeigt sich sonnig und blau
In meinem Leben ein Maitag —
Soupier' ich mit einer hübschen Frau
Auf Nummer Dreizehn am Freitag!

H. W.

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Fünfzehnte Ausstellung

Der Moderne Bund

Schweiz

Hans Arp / Wilhelm Gimmi / Walter Helbig / Hermann Huber / Paul Klee / Oskar Lüthy / Albert Pfister

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Letzte Ausstellung vor den Ferien
Am 20. September 1913

Erster Deutscher Herbstsalon

75 Potsdamer Straße 75

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134a
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 6 Mark / Vom **1. Juli 1913 ab 10 Mark**

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figuière / Paris

Sonderdrucke

Franz Marc: Originalholzschnitte / je 10 numerierte und signierte Handabzüge: Versöhnung / / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

W. Kandinsky: Handdrucke / Das Exemplar 30 M.

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Je zehn oder sieben nummerierte und signierte Handdrucke / Das Exemplar 15 Mark

G. Münter: Neujahrswunsch / Fünf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

Walter Helbig: Landschaft / Originalholzschnitt / Fünf numerierte und signierte Handdrucke / Das Exemplar 25 Mark

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Zwölf handgedruckte, numerierte und signierte Holzschnitte / Das Exemplar 30 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Holzschnitte / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

R. Delaunay: Album / Elf Phototypien von Gemälden (ein Farbenlichtbild) mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire / Das Exemplar 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Franz Marc: Affenfries / 20 Pfennig

Robert Delaunay: La Tour / 20 Pfennig

Zeitschriften

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9
Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

In Vorbereitung: Oskar Kokoschka-Mappe / Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxusmappe / Bei Bestellung vor Erscheinen (Ersten Juni) 20 Mark / Nach Erscheinen 25 Mark / Verlag Der Sturm

Akademie für moderne Skulptur in Paris / 18 Impasse du Maine Montparnasse / Korrektur: A. Archipenko / Arbeiten in Stein / Studien der Stilarten / Mäßige Preise

Poetry and Drama / Dichtung und Drama / Begründet Januar 1912 / Eine Dreimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 2 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 10 Mark 50 Pfennig / Verlag The Poetry Bookshop / London WC / 35 Devonshire Street / Theobalds Road

Rhythm / die einzige literarische und künstlerische Revue in England / moderne Kunst, Literatur und Drama / begründet 1911 / erscheint monatlich / jede Nummer enthält 16 Bilder, 40 Seiten Text / eine literarische Beilage erscheint jeden zweiten Monat / Probeheft gegen Einsendung von 1 Mark / Jahresbezug 13 Mark 50 Pfg. / Rhythm-Verlag, 5 John Street Adelphi, London, WC

Skupina / Prag / Dritte Ausstellung: Gemälde: Picasso, Braque, Derain / Plastik: Picasso / Moderne Graphik: Cézanne, Picasso, Braque, Derain / Alte Graphik und Plastik / Volks- und exotische Kunst / Mai-Juni 1913 Prag / Gemeindehaus beim Pulverturm

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein. Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Coffeinfreier Kaffee Hag ist wirklicher Bohnenkaffee, der alle Geschmacks- und Aroma-Vorzüge besten koffeinhaltigen Kaffees aber nicht dessen Nachteile hat. Er ist unschädlich für Herz-, Nerven-, Magen-Leidende und andere Kranke

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26